

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 280.

Donnerstag, 30. November.

1916.

Und das Glück kam.

(9. Fortsetzung.)

Von Elisabeth Fries.

(Nachdruck verboten.)

Wirklich klopfte dieser nach einigen Stunden bei ihm an und streckte, da die Tür unverschlossen war, seinen ehrwürdigen Kopf mit dem bekümmerten Gesichtsausdruck herein:

„Ich fürchte, meine Frau stirbt. Wollen Sie so gut sein, den Doktor zu holen?“

„Sofort“, sagte Philipp, der sich nur in den Kleidern auf das Bett gelegt hatte. Er machte sich rasch zum Ausgehen fertig und war im Nu in der Villa nebenan. Als er die Nachtlöcke ziehen wollte, erinnerte er sich, daß Miz und der Kleine davon gestört würden, und versuchte es erst mit Pfeifen unter den offenstehenden Fenstern des Schlafzimmers. Nichtig dauerte es nicht lange, bis Viktor am Fenster erschien und leise fragte:

„Was gibt es?“

„Die Engländerin ist kränker geworden, wie es scheint, du müchtest gleich kommen, der Mann meint, sie stirbt.“

„Ach, warum nicht gar! Aber ich komme, du kannst die Tür auflassen.“

Er zog sich zurück, und Philipp ging nachdenklich nach Hause. Er hatte es nie in der Praxis miterlebt, wie der Arzt Tag und Nacht bereit sein muß, wenn auch natürlich zuweilen die Rede davon gewesen war, ein wie schwerer Beruf der Krätliche sei. Jeder andere Mensch hätte die Fahrt nach Kemel schon als Anstrengung und eine ordentliche Nachtruhe danach als durchaus nötig empfunden.

Viktor hatte dort unter Anspannung aller Kräfte, besonders der geistigen gearbeitet und mußte nun schon zum zweiten Male in der Nacht aufstehen und tat es ohne Murren, als etwas Selbstverständliches. Philipp war gerechtfertigt genug, einzusehen, daß es unter solchen Umständen zu entschuldigen war, wenn selbst ein Niese wie sein Freund nach solchem Tagewerk die Herrschaft über seine Nerven verlor.

Die kurze Sommernacht war längst in Morgendämmerung übergegangen, als Dille aus dem Zimmer der Engländerin kam. Sein Gesicht war tiefernst, als er bei Philipp eintrat, der ihn erwartete.

„Ich will hier bleiben“, sagte er, „der arme Mann ist ganz kopflos, und es ist unbedingt nötig, daß die Umschläge pünktlich erneuert werden. Man kann überhaupt nicht wissen, wie die Sache sich weiter entwickelt.“

„Was ist es denn eigentlich?“

„Es scheint Rose zu sein, die nach innen geschlagen ist.“

„Aber daß das so plötzlich kommt und gleich so schlimm wird.“

„Möglicherweise war ihr schon vorher nicht gut. Kranke sind oft sehr standhaft im Ertragen von Schmerzen, vielleicht hat sie nichts gesagt in der Hoffnung, daß es vorüberginge.“

„Und meinst du, daß es nur durch Erkältung gekommen ist?“

Viktor nickte. „Wahrscheinlich. Die Engländer haben die verrückte Marotte, sich immer die Stühle auf den Knien zu tragen, weil sie das von zu Hause gewöhnt sind. Aber hier in Schwalbach haben wir fast immer gegen Abend Feuchtigkeit in der Luft, selbst an ganz heißen Tagen, da hat sich schon mehr als einer etwas geholt.“

Philipp zögerte einen Augenblick. Eigentlich war er Viktor noch zu höflich, aber es drängte ihn doch, ihm ein freundliches Wort zu sagen. So brachte er endlich heraus: „Aber daß du nun um deine ganze Nachtruhe kommen sollst? Könnte ich nicht eine Schwester herbeischaffen?“

„Darum wollte ich dich eben bitten.“ Er zog die Uhr heraus und sagte: „Es ist jetzt vier Uhr. Warte noch bis halb Sechs, dann geh hin und hole eine —“

Philipp nickte. „Gewiß, ich werde dann sofort um sechs Uhr eine Schwester holen gehen.“

Dr. von Dille ging wieder in das Krankenzimmer, und nach einigen Augenblicken kam er mit Mr. Henderson zurück. Philipp erkundigte sich teilnehmend, wie es seiner Gattin jetzt ginge.

„Nicht besser. Der gute Doktor tut, was er kann, aber ich habe keine Hoffnung. Meine Frau sieht so seltsam verändert aus.“

Er ging wieder, und Philipp trat in die offene Tür, die aus dem niedrig gelegenen Zimmer in den Garten führte. Im Osten färbte der Himmel sich rot. Die Wolken waren fortgesetzt vom Winde. Ein leises Rauschen ging durch die Bäume und Büsche des Gartens und der Anlaß, ein süßes Duften erfüllte die Luft.

Plötzlich öffnete sich die Haustür, und der Geistliche stürzte mit den Worten: „Meine arme Frau stirbt!“ an Philipp vorbei in den Garten, in dem er unaufhörlich in stummer Verzweiflung auf und ab lief. Der junge Mann hatte sich unwillkürlich tiefer in das Zimmer zurückgezogen, um den alten Herrn in seinem Schmerz ungestört zu lassen. Sein Herz zog sich in heißem Mitgefühl zusammen. Was mußte es für den Armen bedeuten, die treue Lebensgefährtin so plötzlich verlieren zu sollen, fern von der Heimat, in fremden Lande!

Von der anderen Seite trat Dr. von Dille in das Zimmer. Auch er war erregt und eilig.

„Komm“, sagte er zu Philipp, „du mußt mich einen Augenblick bei der Kranken vertreten. Sie ist bewusstlos und wird es nicht merken. Mit dem armen Manne ist nichts anzufangen, er ist außer sich vor Angst und Aufregung.“

„Wenn sie nun stirbt, während du fort bist?“ fragte Philipp, unwillkürlich angestrengt von der allgemeinen Besorgnis.

„Das wird sie nicht tun, der Anfall ist vorüber, und ich will mir Kampher holen, um die Herzstätigkeit zu beleben. In fünf Minuten bin ich wieder da.“

Er führte Philipp an das Krankenbett und zeigte ihm, wie er die Umschläge zu erneuern habe, genau nach der Uhr, alle zwei Minuten.

Philipp zerbrach an dem Gefühl, er wußte nicht, was es Angst zu nennen, die Brust ein, als er sich mit der Schwerleidenden allein befand. Die Zeit, bis der junge Arzt wiederkam, so kurz sie an und für sich war, erschien ihm endlos. Unruhig sah er auf jede, auch die geringste Veränderung und atmete auf, als Dille wieder eintrat. Er mußte diesem dann bei der Kamphor-einbringung behilflich sein und wartete noch die Wirkung derselben ab, die fast augenblicklich eintrat. Dann flüsterte er dem Freunde zu: „Ich gehe jetzt eine Schwester holen“, was dieser durch ein Neigen des Kopfes zuthies. Im Vorübergehen tröstete er den verzweifelnden Gatten, der immer wiederholte:

„Was sollen meine Kinder sagen, wenn ich ihre Mutter, die ich gesund mitnahm, tot wieder nach Hause bringe?“

Eine Schwierigkeit stellte sich Philipp entgegen in der Weigerung der einzigen verfügbaren Schwester mitzukommen, als sie hörte, daß die Krankheit der Dame Rose sei.

„Das darf ich nicht“, sagte sie bestimmt, „ich habe verschiedene andere Kranke zu pflegen, auf die ich die Krankheit übertragen könnte. Schwester Marianne wurde nach Kessel geholt, und ich kann die hiesigen Kranken nicht im Stich lassen.“

Wohl oder übel mußte Philipp sich entschließen, Viktors Ansicht zu hören, ehe er weitere Schritte tat. Dieser schimpfte derb auf die „dummen Weiber“.

„Gibt es niemand sonst, der zuverlässig ist?“ fragte der Reverend Philipp. Dieser zauderte. Er dachte an Fräulein Leeken. Sie würde die treueste Pflegerin abgeben, die man sich wünschen konnte.

Es war inzwischen im Hause lebendig geworden, das Stubenmädchen kam, um das Zimmer aufzuräumen, und die Herren traten in den Garten. In der Laube stellte eben Maria eine Kanne heißen Kaffees auf den Tisch und bat die Herren zu trinken.

„Es ist zwar hier draußen ein wenig frisch heute früh“, sagte sie, „aber Mutter dränate, weil sie dachte, namentlich dem Herrn Doktor würde der Kaffee gut tun.“

„Ja“, sagte Dille, „geben Sie mir schnell eine Tasse, dann gehe ich Mr. Henderson wieder ablösen. Wissen Sie uns keine Pflegerin, Fräulein Maria?“

Er erzählte in raschen Sätzen von dem Mißgeschick mit den Schwestern, während er sich ein Brötchen strich, das er in großen Bissen verzehrte.

„Das Dumme ist, daß ich nicht mehr lange Zeit habe, spätestens um neun muß ich in Kessel sein bei einem Schwerkranken; und wenn es auch im Auto schneller geht als früher im Wagen — bis sieben kann ich noch hier bleiben, länger nicht.“

Philipp sah seine Schwester erwartungsvoll an, sie zögerte und schien zu überlegen.

„Wenn ich nicht zu ungefällig bin“, sagte sie, „ich würde es gerne tun.“

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Rose ansteden kann, was wird Ihre Frau Mutter dazu sagen —“

„Was ist denn?“ fragte Frau Kerber, die hinter ihm eingetreten war. Ihr autes Gesicht sah angegriffen aus von der aelstörten Nachtruhe; denn sie hatte, wie sie mit gedämpfter Stimme erzählte, überhaupt nicht schlafen können, weil der Gedanke, daß die englische Dame in ihrem Hause sterben könne sie unausgesetzt gequält hatte.

„Ich verstehe vollkommen, daß es Ihnen unangenehm wäre“, sagte Dille ernst, „denn die Menschen sind ja leider so, daß sie alles lieben, was an Tod und Vergehen mahnt. Und in diesem Falle könnte man es ihnen nicht einmal verdenken, denn Rose steckt zuweilen an. Sie könnten also unter Umständen Schaden erleiden, liebe Frau Kerber. Es läßt sich aber durchaus nicht ändern, denn die Frau ist viel zu krank, als daß man sie transportieren dürfte.“ Er hatte sehr eindringlich gesprochen, und Frau Kerber, die sich das

alles selbst gesagt hatte, nickte bekümmert dazu. Dille stand auf und nahm Frau Kerbers Hand tröstend in die seine:

„Verlieren Sie nur den Mut noch nicht“, sagte er, „die Hauptsache ist vorläufig: Wo kriegen wir eine absolut zuverlässige Pflegerin her? Ihre liebe Tochter würde es tun, aber ich habe Sie auf die mögliche Ansteckungsgefahr aufmerksam gemacht.“

Bestürzt sah Frau Kerber auf ihre Kinder.

„Gibt es denn sonst niemand?“ fragte sie und dachte angestrengt nach, indem sie die Hand über die Augen legte.

„Ich habe an Tante Gretchen gedacht, Mutter“, sagte Philipp, „ich bin sicher, daß sie es tun würde, und sorgloser kann kein Mensch sein.“

Dille sah, daß die Überlegungen nicht so schnell zum Ziel führen würden, er sagte daher in seiner ruhigen und bestimmten Weise: „Ich gehe jetzt wieder zu der Kranken, aber in einer halben Stunde ist meine Zeit abgelaufen. Bitte, sorgen Sie, daß ich dann abgelöst werde.“

Er ging in das Haus und schickte den bekümmerten Gatten der Kranken mit der dringenden Mahnung hinaus in den Garten, daß er sich Kaffee geben lassen sollte.

Als Mr. Henderson aus dem verdunkelten Krankenzimmer in den strahlenden Sommertag hinaus trat, schloß ihm der plötzliche Wechsel einen Augenblick die Augen. Keine Spur mehr von dem Umwetter des vorangegangenen Abends, außer einer köstlichen Frische. Der Himmel leuchtete in reinem Blau, das Grün des Rasens und der Bäume war vom Staub befreit, und in den Beeten blühten die niederen Rosenbüsche. Einzelne Vogelstimmen wurden laut. Es war ein Morgen wie geschaffnen zum Loben und Danken, aber nicht, um mit angst-erfülltem Herzen zu warten, was die nächste Minute bringen würde.

Als er in die Laube trat, sagte Frau Kerber in ihrem fragwürdigen Englisch, über das Philipp sonst zuweilen gelächelt hatte:

„Meine Tochter wird Ihre Gemahlin pflegen.“

„Oh“ sagte der Reverend, „danke.“ Er gab Mutter und Tochter die Hand, zu sagen vermochte er nichts, denn heiße Tränen stiegen ihm in die Augen. Als er die Nüchternheit überwunden hatte, sagte er zu Maria: „Ich habe eine Tochter wie Sie, was würde sie darum geben, wenn sie ihre Mutter pflegen dürfte.“

„Ich werde mir große Mühe geben“, sagte das junge Mädchen bewegt.

„Komm jetzt“, dränate Philipp, „dann kann Viktor vielleicht noch ein wenig ruhen.“

Nachdem Dr. von Dille „Billa Friede“ verlassen hatte, legte sich Philipp auf den Rat seiner Mutter ins Bett und schlief sofort ein. Als er nach einigen Stunden aufwachte, fühlte er sich erfrischt und eilte hinunter in das Wohnzimmer der Familie, um zu hören, wie es der Kranken ginge. Sie lag noch immer meistens ohne Bewußtsein, jedoch hatten die Phantasien nachgelassen. Maria schien sie für ihre Tochter zu halten, denn sie hielt ihre Hand fest und flüsterte Liebesworte, wenn sie die Umschlänge erneuerte.

Während Frau Kerber dem Sohne Bericht erstattete, kam durch die nach dem Garten zu offenstehende Tür der kleine Gordon von Dille mit seinem Fräulein herein und bestellte: „Dußel Phil möchte gleich herüberkommen, Papa wäre am Telephon und wollte ihn sprechen.“

Philipp nahm das Bübchen an der Hand und ging mit ihm. Drüben empfing ihn Miz, ein wenig blaß, aber mit der gleichmäßigen Freundlichkeit, die sie stets für ihn hatte. Sie hörte zu, wie Philipp ihrem Manne durch das Telephon alles sagte, was er von der Kranken wußte, und konnte diesen in seiner burlesken Manier sagen hören: „Na, da haben wir sie ja vielleicht doch über dem Berg.“

(Fortsetzung folgt.)

Polnische Schriftstellerinnen.

Im Verlag von Dr. Sally Rabinowicz, Liegnitz, erschien nun der bereits bei uns in einer kurzen Boenotiz angezeigte Roman von der Tochter Leopolds v. Sacher-Masoch, von der jungen Marfa. Es ist wenigstens anzunehmen, daß Marfa v. Sacher-Masoch noch jung ist, wenn man ihren Roman gelesen hat. voller Erwartung sah man diesem Werk entgegen, denn nicht nur der Vater, auch die Mutter, Wanda v. Sacher-Masoch, hat ja vor einigen Jahren genug Aufsehen erregt mit ihrer „Lebensbeichte“, deren Glaubhaftigkeit von ihren Gegnern, den Anhängern ihres Gatten, zwar stark angezweifelt wurde, die sich aber als sehr lebendig geschrieben erwies und sich las wie ein spannender Roman.

Das Erstlingswerk von Marfa v. Sacher-Masoch heißt „Mascha“. Der Verlag versendet das Buch mit einer sehr verlockenden Umschrift, die u. a. die Worte trägt: „Ein Lederbissen für literarische Feinschmecker.“ Und die uralte Weisheit zeigt sich auch hier wieder als sehr zutreffend: die große Erwartung hält nicht, was sie verspricht, es folgt die Enttäuschung. Denn man fühlt sich doch als literarischer Feinschmecker, und da ist manches in dem Buch, das schmeckt gar nicht, so um nur eine Stelle zu zitieren: „Sie zog ihr ein weißes Pariser Kleid an.“ Eine Stylblüte, die wirklich nicht vorkommen dürfte, und deren das Buch mehrere aufweist. Die Verfasserin schreibt sonst einen guten und auch einen eigenen Stil, hat sehr hübsche treffende Bilder und ein tiefes Wissen. Aber da liegt viel ungeachtet und ungeordnet, weniger wäre mehr. Auch etwas weniger Figuren dürfte der Roman haben, denn man kennt sich schließlich kaum noch aus, wirkt die vielen Menschen oftmals durcheinander, wenn man auch noch so aufmerksam liest. Aber auch da trägt die Verfasserin zuweilen die Schuld, die manche Stellen nicht klar genug herausarbeitete, ihre Menschen nicht sämtlich scharf genug charakterisierte. Vielleicht wird der zweite Roman helfen, was der erste versprach, wenn sich die Verfasserin erst einmal ruhiger geschrieben hat. In diesen ersten Roman hat sie ihr reiches Wissen zu aufdringlich hineingeklopft. Ihre Figuren sind fast alle „entsehllich“ gebildet. Sie sind vielfach Künstlerkreise entnommen, sind Sängler und Schauspieler, im Mittelpunkt der Handlung steht Mascha, „das junge moderne Weib, dessen Kühler Verstand den Sieg über die Erotik davonträgt“, sagt weiterhin die verlockende Umschrift. Da stimmt wieder etwas nicht. Es müßte heißen: ein junges modernes Weib, denn Mascha ist nicht das junge moderne Weib schlechthin, sie ist ein Weib in der vielgestaltigen Gattung, ist ein Typ, aber keineswegs der Typus. Wenn dem so wäre, könnte die Welt getrost untergehen. Die junge Verfasserin hat ihre Heldin mit allen erdenklichen Vorzügen geschmückt. Wenn mich mein Gefühl nicht ganz trügt, so portraitiert sie sich ein wenig selbst in dieser Mascha, nur daß es der jungen Heldin so glänzend geht, wie es eben nur Heldinnen in Romanen gehen kann: alle Herzen fliegen ihr zu, wo sie hinkommt, macht sie Eroberungen, überall ist sie Mittelpunkt, sei es nun in der Kleinstadt Driezen, in Berlin, Wiesbaden, Bayreuth oder Paris. Hier wird das Unwahrscheinliche aufs Panier gehoben. Und Mascha, die Schriftstellerin, ist in einem Jahr berühmt. Ihr glückt alles. Marfa v. Sacher-Masoch aber sollte wissen, daß man als Schriftstellerin den Ruhm in solchem Maße nicht in einem Jahre erzieht, daß man in einem Jahre unmöglich so viel leisten kann wie sie Mascha leisten läßt, und Mascha leistet nur ganz Gutes. Es ist viel Selbsterlebtes in diesem Buche; es verrät viel scharfe Beobachtungsgabe, aber dieses Fabulieren paßt nicht hinein. Marfa v. Sacher-Masoch malt das Leben, wie sie es wohl haben möchte, auch für sich selbst in dieser Mascha, nicht aber, wie es ist. Lauter prächtige Künstler scharen sich um dieses moderne junge Weib, die sie in Schach zu halten weiß, selbst wenn bei den Männern das Blut noch so heiß aufwallt. Und weiterhin berührt so viel Ekelmut bei all den Männern unnatürlich, ebenso wie die gelehrten Gespräche, die Marfa v. Sacher-Masoch ihnen in den Mund legt. Und ganz wunderbar mutet es an, daß sie vielfach in Versen miteinander sprechen, Klassiker zitieren, um ihre Gefühle auszudrücken. Die tiefe Liebe zu Wagner, das seine Verständnis für seine Musik und die Dichtungen zu seinen Opern läßt aber eine reine Freude aufkommen, wie auch viele kluge Gedanken. Von der Verfasserin läßt sich gewiß noch Gutes erwarten. — Wie ganz anders ist doch Gabriele Zapolskas Roman „Sommerliebe“ (Verlag von Osterfeld und Co., Berlin W. 15) in der Gestaltung

und im Aufbau, obgleich er ähnliche Motive behandelt. Auch da ein heißblütiger Schauspieler, der am ein junges Weib wirbt. Aber nur für einen Sommer. Das braucht er zu seiner Erholung. Gabriele Zapolska zeigt sich als ganz reife, fertige Schriftstellerin, die Menschen schafft und das Leben sieht, wie es ist. Bei ihr entwickelt sich alles logisch, nicht besonders glücklich, denn so gültig ist das Leben eben nicht. Marfa v. Sacher-Masoch scheut sich nicht, ihren Roman enden zu lassen, wie ein billiges Lustspiel. Ein viertel Duzend Verlobungen auf den letzten Seiten. Das erste Jahr im Werdegang Maschas breit beschrieben, dann plötzlich zwei oder gar drei Jahre in wenige Seiten zusammengebrängt. Ihre Menschen entpuppen sich unerbötlich zu Genies, während Gabriele Zapolskas Figuren eben nur blutvolle, lebendige Menschen sind, mit vielen Schwächen und Fehlern. War schon ihr „Polizeimeister“ ganz ungewöhnlich fesselnd, so zeigte sie sich hier aufs neue als gut und wahr empfindende Frau. Einen weiteren Reiz des Buches bilden die außerordentlich feinen und vorzischen Natur Schilderungen. Die Dichterin läßt die großartige Schönheit der Tatraberge plastisch vor uns erscheinen, Mehr und mehr gewinnt diese polnische Schriftstellerin die Deutschen für sich, denn ihr Drama „Die Warschauer Zitadelle“ fand vor kurzem im Berliner Residenz-Theater seine Aufführung. Wir haben einen Bericht darüber gelesen und unsere Leser werden sich wohl erinnern, daß die Dichterin, wenn sie auch die Bühne nicht bedingungslos ererbte, doch immerhin auch auf diesem Gebiete ehrenvolle Lorbeeren errang.

B. v. N.



Aus der Kriegszeit.

Kulturgegeschichtliches über Friedens- und Kriegsbrot.
Das Brot, das in unserem heutigen Ernährungs-system eine so grundlegende Rolle spielt, war, so weit man auch zurückblicken mag, in allen Zeiten und bei allen Völkern ein besonders geachtetes Hauptnahrungsmittel. Schon die biblischen Überlieferungen sprechen vom Brote, und nach ihnen lehrte Christus seine Jünger bitten: „Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Allerdings war damals, wie Bernhard M. Strobelz in einer sehr lehrreichen kulturgegeschichtlichen Studie über das Brot in dem nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ ausführlich, sicherlich nicht das Roggenbrot gemeint, wie wir es heute kennen, wenn es auch schon zu Christi Tagen geäuertes Brot gab, das ja bekanntlich bereits von Moses eingeführt wurde. Aus geschichtlichen Überlieferungen geht hervor, daß die Backkunst bereits den alten Ägyptern bekannt war, und daß die Griechen von ihnen lernten, die das Brotbacken durch Zufüge von Milch, Hirse, Gerste, Hafer, Rohn, Öl und Käse verbesserten und bereits verschiedene Arten der Herstellungsweise kannten, wie das Brotbacken auf dem Herde unter einem mit glühender Asche gefüllten Topf. Auch gab es bei den Griechen bereits besonders für das Brotbacken eingerichtete Öfen, in denen schon eine Massenherstellung möglich war. Von den Griechen wieder übernahmen die Römer die Backkunst, und Rom besaß bereits zur Zeit des Augustus mehr als 300 Backhäuser. Für die Mehlerbereitung zur Herstellung von Brot und Kuchen gab es bei den Römern schon besondere Mühlen, die durch Tier- oder Menschenkraft, durch Wasser oder Wind in Bewegung gesetzt wurden. Aus einem pompejanischen Wandgemälde konnte festgestellt werden, daß die Römer am 9. Juni jedes Jahres ein besonderes Mühlfest, die sogenannte „Mühlfeier“, feierten. Von den Römern kam die Kunst des Brotbackens zu den Galliern und zu den Germanen, die bereits Roggen und Weizen verwandten. Regelrechte allgemeine Verbreitung erlangte das Roggenbrot um die Zeit der Völkerwanderung, das Weizenbrot hingegen erst im 18. Jahrhundert. So wurde noch zur Zeit der Befreiungskriege ausschließlich Schwarzbrot, also Roggenbrot, gegessen. Der Weißbrotverbrauch setzte dann endlich im 19. Jahrhundert sehr stark ein; anfangs galt Weißbrot als ein geschätzter Leckerbissen für die wohlhabenden Leute. Durch die Verbesserung der Mühlen, welche die Meietrennung und die Entgiftung des Mehles von Unkraut samen möglich machte, konnte endlich das Bäckergewerbe in Deutschland seine rasche Entwicklung nehmen. Heute hat der außerordentliche Aufschwung unseres Bäckergewerbes vermittels der Mühlen- und Backofenverbesserungen

und durch Einführung besonderer Maschinen es so weit gebracht, daß nicht nur der Backprozeß selbst, sondern auch die Zubereitung des Teiges in den Großbäckereien und bei der Armee so gut wie gänzlich auf maschinellem Wege erfolgt. Die Art der verwendeten Rohmaterialien zur Brotbereitung ist auch heute in den einzelnen Ländern verschieden. Während bei uns hauptsächlich Roggen und Weizen verwendet werden, benützt man in anderen Gegenden Mais, Reis, Hafer, Gerste, Yucca, Sago und manches andere zur Brotbereitung. Das Haferbrot ist besonders in Schweden üblich, das Gerstenbrot in Kleinasien. Einen merkwürdigen Gebrauch macht man von dem in Gestalt von Weizenkuchen gebakenen Brote in Aethiopien, indem man es dort nicht nur isst, sondern zugleich als Tischluch und Serviette verwendet, da die Sitte herrscht, daß die Gäste sich nach dem Essen die fetten Hände an dem Weizenkuchen trocken. Besonders eigentümliche Brotarten gibt es in Island; das sogenannte „Pottbraud“, ein in steinernen Töpfen gebakenes Roggenbrot, sowie in Afrika das „Dura“- und Hirse-, bei den Papuanern das Sagobrot, in Venezuela das „Nasswabrot“ aus den Wurzeln der bitteren „Yucca amarga“ und das „Manihotbrot“. Die Bewohner der Fidjischinsel stellen ihr „Mandrai“ genanntes Brot aus den Rüssen des Friaumes her, und sie geben ihm, einer merkwürdigen Geschmacksrichtung folgend, einen sauligen Geschmack, indem sie es, in Bananenblätter eingewickelt, begraben und faulen lassen, um es erst hierauf zu genießen. Hinsichtlich des bei uns heute gebräuchlichen Kriegesbrotes kann festgesetzt werden, daß es an nahrhaften Materialien viel reicher und auch wohlschmeckender ist, als z. B. das Kriegesbrot im Dreißigjährigen Kriege, dem man neben Gerste und Sauerampferkörnern selbstgemahlene Hirse zusetzen mußte. Heute wird die Brotbereitung bei uns hauptächlich hauptsächlich durch Verwendung der nahrhaften Kartoffeln durchgeführt. Eine solche Verbesserung des Mehles durch 10 bis 20 Prozent rohe oder gekochte Kartoffeln war aber schon vor dem Kriege in einigen Gegenden Deutschlands üblich und könnte nach Ansicht der Ärzte auch sehr gut in späteren normalen Zeiten beibehalten werden.

Vom Tierleben in der Feuerzone. Interessante Beobachtungen über das Tierleben in der Feuerzone, namentlich in den Veldeten, wo gegenwärtig Tag und Nacht das Artilleriegeschütz andauert, schildert der Direktor des Pariser „Museums“, Edmond Perrier, im „Matin“. Allen Soldaten fällt am meisten das gleichgültige Verhalten zahlreicher Tiere gegenüber den Schreien des Krizes auf. So erzählte ein französischer Soldat, der die heftigsten Kämpfe auf dem Toten Mann mitmachte, daß während des furchtbaren Ringens mehrere Vögel auf den Brüstungen der Gräben saßen und laut sangen. An einem Abhang des Toten Mannes wurde ein Mädchen von Rebhühnern beobachtet, das trotz des Schrapnellregens friedlich in seinem Nest lebte und seinen Aufenthaltsort niemals veränderte. Während zwei Monaten hielt sich in der Nachbarschaft dieser Rebhühner ein großer Hase auf, der „ohne Angst vor dem eisernen Regen täglich die Granatentrichter besuchte.“ Auch die wilden Enten zeigen keinerlei Furcht. Sie sind sogar kühner und unternehmungslustiger geworden als früher, da sie längst herausgefunden haben, daß des Feuers nicht, wie im Frieden, ihnen gilt. In einem Frontabschnitt konnte man sogar beobachten, wie die Wildenten von der Linie des einen Gegners zur Linie des anderen flogen, scheinbar um den „feindlichen Wildenten“ einen Besuch abzustatten. Dagegen verlieren die Ratten leichter ihre Ruhe und legen sogar mandmal aus Angst Selbstmord. Als einmal ein Landstreich, in dem sich Hunderte von Ratten aufhielten, von einem Geschos getroffen wurde, sah man die Ratten in dichten Reihen die Flucht ergreifen und sich blindlings in ein nahe Gewässer stürzen, wo sie ertranken. Unter den Haustieren zeigen sich die Katzen besonders ruhig. Viele gewöhnen sich an die Soldaten und bleiben einer Kompagnie auch während langer Märsche treu, und ihre Vorliebe gilt augenscheinlich besonders den Mannschaftsköcheln, denen sie Tag und Nacht überallhin folgen. Englische zeigen sich die Hündinnen, deren vorsichtiges Verhalten hauptsächlich auf die bei ihnen besonders stark entwickelte Mutterliebe zurückzuführen ist. Wenn sie Junge haben, winseln sie oft vor den Drehtürmen der Unterstände, um sich so Einlaß zu verschaffen und ihre Jungen in Sicherheit bringen zu können. Aus diesen und anderen Beobachtungen schließt Perrier, daß die meisten höher

entwickelten Tiere gegenüber der Gefahr ein Verhalten zeigen, das dem der Menschen auffallend ähnelt. So werden sie auch am meisten durch neue Formen der Gefahr erschreckt, z. B. wenn das Geräusch des Feuers sich plötzlich an Stärke oder Geschwindigkeit verändert.

Dicens als Kinoprophet. Wenn auch Dicens zu seiner Zeit schon aus technischen Gründen den Kinematographen in seiner heutigen Beschaffenheit nicht voraussehen konnte, so ist er doch insofern als Filmprophet anzusehen, als er das sich unbedingt steigende Bedürfnis nach derartigen Einrichtungen voraussagte. Darum empfahl er die Einrichtung von Bildergalerien zur Fortsetzung breiterer Volksschichten. „Die Leute“, so schrieb er in einem Briefe des Jahres 1857, „brauchen mehr Vergnügungen. Ganz besonders würden sie nach meiner festen Überzeugung bewegliche Vorführungen erfreuen, und selbst wenn es nichts weiter als ein Springbrunnen wäre! . . .“

Andreasnacht. (Zum 30. November.) „Agathe, fort! ich nehme mich in acht. — Mit solchen Hexen öffentlich zu gehen; — Sie ließ mich zwar in Sanct Andreas' Nacht — Den künftigen Liebsten lieblich sehen“, sagt in der Szene „Vor dem Thor“, dem berühmten Osterpaziergang des Goetheschen „Faust“ das eine Bürgermädchen zum anderen als es von einer „Alten“ angesprochen wird. Die Freundin erwidert: „Mir zügte sie ihn im Keistall. — Soldatenhaft, mit mehreren Berwegenen; — Ich seh' mich um, ich such' ihn überall, — Allein mir will er nicht begegnen.“ Noch heute wird in den meisten Gegenden unseres Vaterlandes der bekannte Zauber der Andreasnacht viel geübt. Es handelt sich hier um Überreste der uralten Loosspiele, die schon in vorchristlicher Zeit zu den bei der alten deutschen Wintereinfangszeit üblichen Bräuchen gehörten. Einige dieser Bräuche gingen nach Einführung des Christentums in Deutschland auf den Martinstag (der Martinschmaus und die Martinsgans) und auf den Nikolaustag (Kinderbescherung) über, die meisten aber wurden auf den Weihnachtsabend und auf den Silvesterabend übertragen. In der Andreasnacht wird das Orakel, mit dem man die Zukunft erkunden will, nur von jungen Mädchen geübt. Das hat seinen Grund darin, daß der heilige Andreas seit jeher als der Patron der jungen, heiratsfähigen und heiratslustigen Mädchen gilt. Aus diesem Grunde allein ist also das Liebesorakel von der alten deutschen Wintereinfangszeit auch auf die Andreasnacht übertragen worden. In der Legende des heiligen Andreas findet man keinen Bezug darauf, weshalb ihm gerade dieses Patronat übertragen wurde. Er gehörte, wie bekannt, der Zahl der zwölf Apostel an und war ein Bruder des Apostels Simon Petrus. Nach der Legende verkündigte er das Evangelium in Skythien, Kleinasien und Griechenland und soll zu Patrae in der griechischen Landschaft Achaia gekreuzigt worden sein. Zu seiner Kreuzigung soll ein Kreuz mit schräggestellten Balken verwendet worden sein. Daher nennt man ein solches Kreuz, das auch für den Kult der griechischen Kirche eine besondere Bedeutung hat, ein Andreaskreuz. Zu der Schutzpatronenschaft über die heiratsfähigen Mädchen ist er lediglich durch seinen Namen gelangt, der aus dem Griechischen stammt und so viel als der „Mannhafte“ bedeutet. Dieser Fall, daß ein Heiliger wegen des bloßen Anklanges an seinen Namen eines besonderen Patronats teilhaftig geworden ist, sieht keineswegs vereinzelte da. In einer lateinisch geschriebenen Schrift Martin Luthers lesen wir eine Stelle, die in deutscher Übersetzung folgendermaßen lautet: „Tercius Valentin, der Gewalt hat über die fallende Sucht. Da wir nichts darüber lesen, daß er mit dieser Krankheit etwas zu tun gehabt hätte, möchte ich fast schwören, daß man ihm auf Grund einer lautlichen Ähnlichkeit mit einem deutschen Wort jene Art von Hilfe übertragen habe. „Valen“ (fallen) ist ja dem Worte Valentin äußerst ähnlich. . . . Auch heute noch gelten in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes einzelne Heilige als Patrone gegen bestimmte Krankheiten, die eine rein sprachliche Beziehung zum Namen der Heiligen haben. So wird der heilige Augustinus hier und da als Patron gegen Augenkrankheiten genannt. In Frankreich wird der heilige Vincent als Patron der Weinbauer verehrt, weil sein Name an vin (Wein) anklingt, und der Saint Michel (der heilige Michael) gilt dort als der Schutzheilige der Bäcker, weil der Klang seines Namens auf das Wort miche (Brotlaib) hinweist.“